

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 14 (1941-1942)

Heft: 2

Artikel: Verwirklichung der Gemeinschaft in der Volksschule [Fortsetzung]

Autor: Seelmann, Kurt

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-852656>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Erziehungs-Rundschau

Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz

51. Jahrgang der „Schweizerischen pädagogischen Zeitschrift“

35. Jahrgang der „Schulreform“

Herausgegeben von Dr. K. E. Lusser, St. Gallen, in Verbindung mit Dr. W. von Gonzenbach, Professor der Eidgen. Techn. Hochschule, Zürich, Universitäts-Professor Dr. H. Hanselmann, Zürich, A. Scherrer, a. Schulinspektor des Kantons Appenzell A. Rh., Trogen, Universitäts-Professor Dr. C. Sganzini, Bern. Redaktion: Dr. K. E. Lusser, Rosenberg, St. Gallen

ZÜRICH

MAIHEFT 1941

Nr. 2 XIV. JAHRGANG

Verwirklichung der Gemeinschaft in der Volksschule

Von Hauptlehrer KURT SEELMANN

Aber was macht man nun mit den wirklich Schwierigen in der Klasse?

Wir wollen gleich die Betrachtung von unserm Max S. wieder aufnehmen, von dem wir weiter oben seinen Antritt berichteten. In einigen Gesprächen mit ihm, in Aufsätzen usw. kam viel von seiner Vorgeschichte heraus. Er hatte einen ungewöhnlich rohen Vater, von dem er in seinem ganzen bisherigen Leben nur Druck und strenge Strafen erlebt hatte. Einmal war er, um nur ein Beispiel zu erzählen, eine Nacht an ein Tischbein gefesselt worden, weil er aus dem Honigtopf genascht hatte. Der Vater war zweimal wegen Kindsmißhandlung bestraft worden, was ihm aber keine größere Freundlichkeit seinem Sohn gegenüber beigebracht hat. Aus dieser äußerst gedrückten Lage gab es für ihn keinen Ausweg. Die Mutter, eine Fabrikarbeiterin, sehr verbraucht und abgearbeitet, kam erst abends nach Hause. Sie hatte auch wenig Beziehungen zu ihrem Jungen, weil ihre ganze Liebe der Schwester von unserm Max gehörte, die, einige Jahre älter als er, den Haushalt recht und schlecht versorgte und in der Schule ein ausgesprochenes Musterkind war. Diese „Aeltere“ ließ den „Kleinen“ nicht neben sich aufkommen. Auch sie litt unter dem rohen Vater und hatte Angst, den einzigen Halt in der Familie, die Mutter, zu verlieren. Deshalb tat sie einerseits der Mutter alles Liebe, was sie ihr an den Augen ablesen konnte, anderseits entwertete und verklagte sie den Bruder, der ihr trotz allem als eine gefährliche Konkurrenz erschien, um selbst desto schöner und liebenswerter dazustehen. Alles, was Max ernstlich richtig machen wollte, machte sie, die Aeltere, noch besser. Die unpädagogischen Eltern verglichen dann die beiden Kinder, verspotteten unsern Max und nahmen ihm so mit der Zeit die ganze Freude am Positiven. Schließlich verzichtete er darauf, prügelte sich mit der Schwester, was ihm zwar abends wieder Strafe eintrug, gab freche Antworten, um die Eltern zu ärgern und zu reizen und steckte die

Strafen nur als eine Bestätigung, daß das gelungen war, immer strafbärer ein. Das wieder reizte den Vater zu immer „exemplarischeren“ Strafen. In dieser Zeit fing er zu streunen an, kam nachts nicht nach Hause, brannte in den Bayrischen Wald zu seinen Großeltern durch usw. Wenn man sich ein solches Schicksal ansieht, vergißt man ganz, sich über einen solchen Jungen zu entrüsten. Natürlich hat unser Max dasselbe Verhalten in der Schule an den Tag gelegt. Lobte der Lehrer einen Mitschüler, so sah Max das nur als eine Wiederholung des häuslichen Zustands. Alle gelobten Mitschüler waren ihm Abbilder seiner gelobten Schwester. Er übertrug den zu Hause angesammelten Haß nun auch auf sie und den Lehrer. Mit frechen Bemerkungen reizte er ihn und nahm dann, wie zu Hause, mit frechem Grinsen strafhart seine Züchtigung entgegen. Mit den Schwierigen der Klasse gründete er einen Trupp, der die Guten verprügelte. Die Lehrer waren gegen ihn ziemlich machtlos. Wenn das Strafmaß erreicht war, konnte man ihm nicht mehr an. Kurz zusammengefaßt, ein Junge, der durch schlechte häusliche Verhältnisse an sich und seiner Umwelt verzweifelt ist und nur noch um sich schlägt, um wenigstens ein gewisses Machtbewußtsein als einen schalen Ersatz für sein mißlungenes Leben zu haben.

Die Behandlung von ihm war nicht sehr schwierig. Er war — so hart er war — gegen eines völlig hilflos, das war die Liebe. Streichelte man ihn mal im Vorübergehen über den Kopf, lobte man ihn für eine tatsächlich geleistete Arbeit, so konnte er schüchtern und weich werden, wie mir das nicht wieder passiert ist. Natürlich war das schon etwas später. Das erste Positive, das sich an ihm zeigte, war seine Rechenbegabung. Er war zwar sehr ungeübt und beherrschte die Rechenoperationen nur mangelhaft, aber er wußte oft den Weg anzugeben, wie die Rechnung gelöst wurde. Dadurch erwarb er sich rasch einige Achtung unter seinen Mitschülern. In einem Rechenkurs (der auch schon gestreift wurde) trat er frei-

willig mit ein und holte in kurzer Zeit das Wichtigste wieder nach. Er war unter den „Zurückgebliebenen“ bald nicht mehr der letzte und bekam viel Freude am Rechnen. Natürlich konnte er anfangs dann nie warten, bis er aufgerufen wurde und platzte immer stürmisch mit seiner Lösung heraus. Wir ließen das einige Wochen hingehen und baten ihn erst dann, doch im Interesse der andern die Lösung nicht so schnell zu geben, sonst mache er es wie seine Schwester: er raube den andern dadurch den Mut. Auch im Aufsatz leistete er Ueberdurchschnittliches. Er erwarb sich die Achtung seiner Kameraden, trotzdem wir das schwierige häusliche Milieu nicht ändern und nicht für die Mitarbeit gewinnen konnten. Nach einem Jahr der Zusammenarbeit kam er aus der Schule und bekam einen Lehrplatz mit Kost und Wohnung, an dem er sich dann bewährt hat. Wir konnten sein Leben durch viele Jahre nachher verfolgen und haben keinen ernstlichen Rückfall in seine frühere Linie erleben brauchen.

Der Jähzornige.

Ein anderer: Robert K. fiel auch in den ersten Wochen aus dem Rahmen des Alltäglichen. Der besonders kleine, zarte Junge lag eines Morgens mit dem Gesicht auf der Bank als ob er schlief. Der Lehrer übersah es und rief auch ihn mehrmals während der Rechenstunde auf. Er gab nur gemurmelte Antworten. Auch über diese entsetzte sich der Lehrer nicht. Nachdem sich dieses Spiel einige Male wiederholt hatte, ging der Lehrer zu ihm hin und fragte ruhig: „Na, Robert, was ist denn mit dir heute los?“ In diesem Augenblick schreit er gellend auf, reißt die Büchermappe unter der Bank heraus, wirft den Inhalt seinen Kameraden rechts und links an die Köpfe, zerbricht seine Bleistifte und Federhalter, rennt zum Katheder hinauf und trommelt an der Wandtafel und plötzlich, als sei er nun wieder zu sich gekommen, ging er ruhig an seinen Platz, sammelte seine zerstreuten Besitztümer wieder zusammen und setzte sich stumm nieder. Die Klasse, die solche „Gaudi“ schon von früheren Jahren her kannte, freute sich herzlich und begleitete die Szene mit Geschrei und Gelächter. Der Lehrer stellt das ab und geht zur Tagesordnung über. Wir rechnen weiter. Um elf Uhr nach der Schule fand eine kleine Aussprache statt, die nichts enthüllte, denn Robert schüttete nur eine Flut von Schimpfworten aus sich heraus, die alle seine umsitzenen Mitschüler betraf. Es war für mich erschreckend, wieviel Haß in einem so kleinen, zarten Bürschchen stecken kann. Als einziges Ergebnis der Besprechung kam nur heraus, man hatte ihn kurz vor Beginn der Schule verdächtigt oder vielleicht nur gefragt, ob er einem Nachbarn irgendeinen kleinen Gegenstand — ich glaube es handelte sich um einen Bleistiftspitzer — weggenommen hätte. — Kleine Haferl kochen leicht über. — Zwei Tage nachher ein neuer Jähzornaus-

bruch. In einer Turnstunde stellt er sich beim Auftreten nicht in die Reihe. Der Lehrer nimmt ihn freundlich und schiebt ihn mit einem lustigen Stups in die Reihe. Er explodiert wieder, schreit auf, stampft auf dem Boden, rennt in die Ecke des Turnsaals und bleibt dort ruhig stehen. Der Lehrer holt ihn nicht. Die Turnstunde geht weiter. Wir turnen und gehen noch an den Rundlauf, das bei den Kindern beliebteste Gerät, und vergessen ganz unsern Robert K. in der Ecke. Beim Schlußantreten steht er plötzlich richtig in der Reihe. — Um mit ihm in Fühlung zu kommen, bekommt er das Ehrenamt, des Lehrers Rad zu betreuen. Er sperrte es in die Garage, holte es nach Schulschluß wieder und brachte es auf die Straße hinaus. Da sagt eines Tages ein großer Mitschüler, gutmütig spottend: „Der kleine K. kann ja das große Rad gar nicht schieben.“ Krachend fällt das Rad zu Boden und ehe sich der Große noch schützen kann, hat er eine klatschende Ohrfeige empfangen. Robert nimmt das Rad vom Boden auf und bringt es an Ort und Stelle. — Täglich ergeben sich ähnliche Szenen. Er ist immerzu in irgendwelche Raufereien verwickelt — sehr oft mit größeren und älteren — und ergibt sich nie. Im Notfall kratzt er und beißt er. — In einem Aufsatz schreibt er: „Der Meier hat mich dumm angedreht. Da hab ich ihm eine hingehaut. Dann hat er mir eine aufs Auge gehaut, daß ich ganz geschwollen bin. Da hab ich ihm eine auf die Nase gehaut, daß er geblutet hat. Da hat er das Dummdaherreden gelassen.“ Was mag hinter dieser Streitsüchtigkeit, hinter diesem Jähzorn, hinter dieser Unkameradschaftlichkeit stecken?

Er ist ein Jüngster, ein Nachkömmling hinter fünf schon fast erwachsenen Geschwistern. Seine Mutter starb bei seiner Geburt. Der Vater in Arbeit überließ tagsüber die Kinder ihrem Schicksal. Eine 14-jährige Schwester führte den Haushalt. Sie erzog, wie ihre Brüder, den kleinen Robert mit viel Prügel und Mahnen und Schimpfen. So hatte er vom ersten Tag seines Lebens an lauter mißgünstige Erzieher, denen er nichts recht machen konnte und von denen er nur immer gequält und getratzt wurde. Da fing sein Jähzorn schon an. Er warf das Messer nach seinen Brüdern und nur durch seine blitzschnellen Vergeltungsmaßnahmen konnte er sich unter den Geschwistern einigermaßen einen gewissen Respekt verschaffen. Als Robert fünf Jahre alt geworden war, heiratete der Vater wieder. Die Geschwister verließen das Haus, weil sie sich von dem „hergekommenen Weibsbild“ nichts befehlen lassen wollten und hetzten auch den Kleinen gegen sie auf. Der hatte das schon fast nicht mehr nötig. Er verhinderte jede Annäherung der neuen Mutter und sie ließ ihn dann auch bald enttäuscht links liegen. Mit dieser ganz und gar verfehlten Lebenseinstellung kam er zur Schule. Wir können verstehen, daß seine ständigen Konflikte mit den Schülern (übertragen: mit seinen Geschwistern) ihm bei seinen Leh-

ren nicht beliebt machten. Man wollte ihm seinen Trotz immer wieder austreiben und verbitterte ihn immer mehr. Er litt ganz besonders unter seiner Kleinheit und Schmächtheit. Wenn die nur gestreift wurde, dann spannte er sich schon zur Abwehr.

Er bekam also das Ehrenamt des Radversorgens. Später wurde er Klassenführer für eine Woche und machte seine Sache verblüffend gut. Immer wieder wurden seine positiven Leistungen hervorgehoben. Bei der Behandlung Napoleons kamen wir darauf zu sprechen, daß er sehr klein gewesen sei und das brachte uns dazu, kleine Leute aus der Geschichte zu sammeln. Ein Beweis, daß sehr oft kleine Leute große Dinge fertig bringen. Im Scherz fortsetzend sagte der Lehrer: Wer weiß, was aus unserm Robert noch wird, wenn er erst seinen Jähzorn los ist. Offengestanden, berühmte Männer mit solchen Jähzornausbrüchen kenne ich noch nicht. In ihm kämpften oft die Stimmungen, aber es kam zu keinem Ausbruch mehr. In der Schule leistete er sehr oft Ueberdurchschnittliches. Und mit der Zeit, man konnte gar nicht genau sagen, was eigentlich die auslösende Ursache war, wurde es besser. Selbst mit der Mutter ging es etwas besser. Wir haben ihm klar gemacht, daß sie ja in einer ähnlichen Situation sei wie er. Sie war wie die Zuletztangekommene und hatte keinen Anschluß finden können. Er wurde nach Schulaustritt Versicherungsbeamter und bewährt sich. Gelegentlich sieht ihn der Lehrer noch, dann reden und lachen sie beide gemeinsam über die damaligen Jähzornausbrüche.

Der Fall eines Faulen.

Hans L., ein Scherenschleifersbub aus sehr ärmlichen Verhältnissen. Drei Kinder, unser Hans der mittlere zwischen zwei Mädchen. Die Kinder sind sich viel selbst überlassen, wenn die Eltern auf „Tour“ sind, oder aber sie müssen in den Mithäusern Scheren und Messer zum Schleifen sammeln und sie dann wieder zurückliefern und Geld kassieren. Dabei haben sie gelegentlich Geld unterschlagen und verschleckt, was aber meistens auskam und dann mit den üblichen Prügeeln geahndet wurde. Im großen und ganzen nicht besonders schwierig, aber sehr, sehr faul. Als Beruf hatte er sich gleichfalls Scherenschleifer ausgedacht. Man käme weit herum, sähe viel und er könne dann später einfach das Geschäft seines Vaters übernehmen.

Als die Kinder noch kleiner waren, wurden sie immer mit auf Touren genommen und so waren die Schulbesuche in den ersten Jahren sehr dürftig. Der Vater war mehrere Male deshalb schon bestraft worden. Aber was half es wirklich viel, wenn die Kinder an diesem Ort zwei Tage und dann im nächsten Dorf einen und dann wieder im dritten Dorf einen Tag zur Schule gingen. Die Lehrer dieser Schulen gaben sich nur selten wirklich ernstlich mit den schmutzi-

gen, herumziehenden Kindern ab und so entstanden fast unüberwindliche Schullücken. Ueberall fehlte es an den Grundlagen. Es ist begreiflich, daß unser Hans dadurch nicht gerne mitarbeitete. Kam es doch immer nach kurzem gerade bei der Arbeit auf, wo es bei ihm wirklich überall fehlte. Er zog es jedenfalls vor, so zu tun, als möchte er nicht mittun, um zuzudecken, daß er in Wahrheit nicht mittun konnte.

Es zeigt sich wieder, daß man das Uebel nie bei seinem Symptom bekämpfen kann. Die Faulheit in diesem Fall ist nicht irgendein kleines Anhängsel, sondern das Dach, das unsern Buben schützt. So lange er diesen Schutz braucht, werden wir es ihm nicht nehmen können. Er braucht es aber so lange, wird eingewendet werden, solange er nichts kann. Und er wird wiederum, solange er nichts kann, faul bleiben und also nichts zulernen. Wie soll man hier helfen.

Die Heilung wurde durch die Atmosphäre der Gemeinschaft vorbereitet. Wir lachen keinen aus, der nichts kann. Vor uns blamiert sich keiner. Es ist keine Schande, nichts zu können, schon eher, nicht an sich weiterzuarbeiten. Hans erlebte wiederholt, wie andere Kameraden, die auch manches nicht konnten, unter dem Einfluß der neuen Atmosphäre danach trachteten, dies zu ändern. Aber er fand von sich aus nicht so den richtigen Mut zum Anfang.

Eines Tages machte der Lehrer einen Vorschlag, der unsern Hans vor die Entscheidung setzte. Hans möge sich nun entscheiden, ob er weiterhin nicht mittun wolle oder ob er sich zur Mitarbeit entschließen könnte. So wie es bis jetzt gewesen sei, hätte es eigentlich nicht so einen richtigen Sinn. Er käme nicht weiter und hätte doch auch wieder nichts von der Zeit, die er sich erfaulenze. Er solle doch die Mitarbeit einfach ganz einstellen, solle nur noch tun, was er tun wolle, zeichnen, lesen oder was es sonst sei. Der Lehrer sei damit einverstanden, wenn er nur die Klasse nicht störe. Er würde ihn auch seinerseits nicht mehr stören und nicht mehr aufrufen. Er hätte drei Tage Bedenkzeit.

Dies ist ein pädagogisches Hilfsmittel. Man fordert das Kind auf, das erlaubterweise zu tun, was es bisher nur unerlaubterweise getan hat. Der Lehrer nimmt eine Forderung zurück und läßt das Kind einen Irrweg zuende gehen, um es dadurch zur Selbstbesinnung kommen zu lassen.

Hans überlegt: „Und darf ich dann trotzdem in die nächste Klasse aufsteigen?“ Das wäre natürlich nicht möglich. Aber der Lehrer wolle mit dem Vater dann reden, daß es trotzdem am Schuljahrsende keine Prügel gäbe. Daraufhin ist Hans sofort einverstanden.

Mit Behagen spielt er seine Rolle. Er zeichnet und liest und tut so, als gefiele es ihm sehr gut. Er wird nicht aufgerufen. Es gefällt ihm am ersten Tag. Auch noch am zweiten. Am dritten wird es ihm schon erheblich langweilig. Trotzdem erklärt er nach

Ablauf der Bedenkzeit, wenn ich wirklich verspräche, am Schuljahrsschluß mit seinem Vater zu sprechen, dann wolle er dabei bleiben. Ich verspreche es nochmals feierlich vor der ganzen Klasse und er langweilt sich noch einen Tag weiter. Am fünften Tag zeigt er bereits und meldet sich auch bei Fragen, die der Lehrer der Klasse stellt. Er wird nicht aufgerufen. Am sechsten Tag kommt er und fragt, ob er nicht doch wieder mittun könnte. Er würde sich bestimmt nun mehr anstrengen. Ob es wohl noch ginge, daß er das Klassenziel erreiche usw.

Das hinge freilich von ihm ab. Aber was man wirklich wolle, das gelänge einem ja immer. Er trat in den Rechenkurs ein, beteiligte sich nun viel mehr am Unterricht. Zwar war er auch noch etwas unter dem Durchschnitt, als ich ihn an meinen Nachfolger abgeben mußte, aber er brauchte auch nicht mehr gestupst zu werden.

Ich habe diesen pädagogischen Weg in meinen Klassen schon einige Male eingeschlagen. Nie hat ein Junge so lange durchgehalten. Meist wollten die Faulen (denn nur solchen hatte ich ja das angeboten) schon nicht einmal die drei Tage Bedenkzeit auskosten. Sie meldeten sich schon am ersten Tag bei jeder Gelegenheit (wurden aber natürlich nicht aufgerufen). Und immer haben sie nach Ablauf der Bedenkzeit sich sofort für die Mitarbeit entschieden.

Freilich wird damit allein kein Fauler geheilt. Aber es bringt seine Haltung ins Wanken. Auch Faulheit ist nur ein Protest, eine Form von Trotz. Weil nicht mit Druck und Zwang darauf reagiert wurde, lockerte sich diese Vertrotztheit und Hans entschied sich für das Richtige, wie seine Kameraden. Daß ihm das dann auch Spaß machte, kann nur aus der Klaßatmosphäre heraus verstanden werden.

Ein Dieb.

Schon seit einiger Zeit waren verschiedene Kleinigkeiten weggekommen, ein Bleistift, ein paar Federn, ein Glas Tusche, ohne daß ein begründeter Verdacht auf einen Mitschüler zustande gekommen wäre. Es hatten zwar verschiedene aus der Klasse in früheren Jahren kleine Veruntreuungen sich zuschulden kommen lassen, aber die Dinge waren in der neuen Atmosphäre nicht mehr aufgewärmt worden. Nun war an einem Morgen die Klassenkasse erbrochen und von dem Betrag, der einige Reichsmark ausmachte, fehlten 50 Pfennige. Am selben Tag hatte der sehr ärmliche Schüler Sepp S. seiner Gruppe zwei Glas Tusche (für 50 Pfennige) geschenkt. Diese Tatsache lenkte den Verdacht auf ihn. Er leugnete heftig. Der Lehrer ermahnte die erbitterte Klasse zunächst zur Ruhe und stellte die Untersuchung zurück: Das wird sich schon noch herausstellen. Vorerst dürfen wir unser Verhalten zu unserm Mitschüler in nichts ändern. Der Unter-

richt ging in der gewohnten Weise weiter. Sepp meldete sich erst nicht, saß lange mit verschlossenem Gesicht, wurde aber dann mit hereingezogen und tat von da ab sogar ausgesprochen prononziert mit. Der Lehrer war sich selbst keineswegs über den Tatbestand klar.

Sepp stammte aus sehr ärmlichen Verhältnissen. Der Vater war zu dieser Zeit noch arbeitslos. Die Mutter ging in Zuehplätze und überließ die fünf Kinder dem Vater, der ein schlechtes und grantiges Kindermädchen war. Unser zehnjähriger Sepp war der älteste in der Familie und auf ihm lag die Hauptlast des Haushaltes und der Betreuung der Kleinen. Er war ausgesprochen ärmlich angezogen, schmal und mager, etwas unter mittelgroß.

Nach der Schule behielt ich ihn zu einer kleinen Besprechung im Schulzimmer zurück. Wider mein Erwarten gab er den Diebstahl sofort zu. Er war von seiner Arbeitsgruppe sehr gedrängt worden, nun endlich auch seine Tusche mitzubringen. Aber der Vater hatte ihm dazu kein Geld gegeben. So war er immerzu genötigt gewesen, seine Kameraden auf den nächsten Tag zu vertrösten und hatte ihnen schließlich zwei Gläser Tusche versprochen. Gestern habe er in der Schule sein Heft liegen lassen, habe das nachmittags bemerkt und es sich abgeholt. Da sei er auf den Gedanken gekommen, sich 50 Pfennige aus der Schulkasse zu nehmen und die Tuschen zu kaufen. Er habe heute früh nur gelehnet, weil er vor der ganzen Klasse nicht als Dieb dastehen wolle. Er möchte auch ein richtiger Kamerad sein. — Die Besprechung erschöpfte sich nicht in übertriebenem Moralisieren. Es wurde anerkannt, daß sich unser Sepp in einer bedrängten Lage befunden habe. Aber der Ausweg, den er in dieser Situation gewählt habe, sei — wie er ja nun selbst sehe — nicht der richtige gewesen. Was hätte man an seiner Stelle tun können? Er schwieg. So schickte ihn der Lehrer nach Hause.

Am nächsten Tage wurde die ganze Angelegenheit vor der Klasse aufgerollt. Der Lehrer erzählte ein paar Worte über das Zuhause und wie sich der Diebstahl zugetragen hätte. Unser Sepp hat sich in seiner Lage nun ganz falsch benommen. Aber seine Genossen in seiner Arbeitsgemeinschaft haben sich ebenso falsch benommen. Wie wäre wohl der richtige Weg gewesen? Was hätte man in Sepps Situation wohl eigentlich tun sollen? Unter den Vorschlägen, die aus der Klasse gebracht werden, wird der brauchbarste vom Lehrer unterstrichen: „Man hätte mit dem Lehrer darüber reden müssen.“

„Aber“, so fragt der Lehrer nun weiter, „was sollen wir jetzt mit Sepp S. tun?“ Wieder kommen Vorschläge: „Gründlich durchhauen, daß er es sich merkt!“ bis zum andern Extrem: „Nochmal mit ihm probieren, und erst dann — wenn er es nochmal tut — in eine Besserungsanstalt!“

Eine Zwischenbemerkung: Die Schüler schlagen all das vor, was sie von zu Hause kennen. Hauen, mit Verachtung strafen, Besserungsanstalt, Einsperren, aus der Sparkasse bezahlen (Sepp hat gar keine), Strafaufgaben geben usw. Erleben sie als Kinder immer nur denselben Kreislauf, dann erziehen sie später — als Väter und Mütter — genau wieder auf die gleiche Weise weiter.

Wir haben uns dann geeinigt. Wir wollen Sepp nochmal einen neuen Start zum richtigen Weg geben. Wir werden unser Verhalten ihm gegenüber nicht ändern. Wir glauben, er merkt sich das jetzt. In einem ähnlichen Fall geht der, der sich gerade nicht zurecht findet, zum Lehrer und zieht ihn ins Vertrauen. — Etwas anderes wäre, ob nicht auch unser Sepp sich etwas untun könnte, um auch etwas Geld zu verdienen. In diesem Fall sollte er einmal in der Woche das Rad des Lehrers putzen und dafür etwas bekommen. Wir haben später keinen Grund mehr gehabt, unserm Sepp eine unehrenhafte Haltung vorzuwerfen.

Die Diebstähle, die anfangs erwähnt waren, hatte Sepp nicht auf dem Gewissen. Die hatte ein wohlhabender Junge verübt. Sie kamen erst viel später ans Tageslicht:

Konrad, ein wohlzogener, höflicher, gutangezogener, nicht auffälliger Junge, der Sohn eines großen, vornehmen Friseurateliers. Die Eltern hatten den hübschen Jungen erst sehr verzogen und dann, als er sechs Jahre alt war und seine kindliche Niedlichkeit zu verlieren begann, diese ganze Liebe dem nun einjährigen Bruder zugewandt. Außerdem war die Ehe immer schlechter geworden, weil der hübsche Vater es mit der ehelichen Treue nicht so genau nahm. In den Unterklassen war Konrad ein schüchternster Bub, um den sich die Lehrer mit wenig Erfolg viel bemüht haben. Er leistete — obwohl er es leicht hätte weiter bringen können — nur Durchschnittliches. Sonst war er bisher nicht aufgefallen.

Bis eines Tages die Mutter kam, um ihn zu entschuldigen. Der Junge war nach einer heftigen Bestrafung durch den Vater ausgerückt und nachts nicht nach Hause gekommen. Weswegen er denn bestraft worden sei: Die Mutter errötete, es sei ihr sehr, sehr peinlich, er habe wieder einmal eine

größere Summe aus der Ladenkasse genommen. — Was er mit dem Geld mache? — Er spiele sich wie der Vater dann auf, verschenke an Kameraden, die er eben erst auf der Straße kennengelernt habe, Geld oder Schleckereien, führe sie ins Kino usw. Der Junge wäre eben immer sich selbst überlassen — Vater und Mutter seien tagsüber im Geschäft und das Dienstmädchen zu Hause würde mit ihm nicht fertig. Es wäre ein furchtbarer Jammer und der Vater verprügele ihn nur von Zeit zu Zeit und sei sonst an der Erziehung völlig uninteressiert.

Die Besprechungen mit Konrad fanden in aller Ruhe in der Wohnung des Lehrers statt, nachdem er wieder zum Unterricht erschienen war. (Er war mit einem Auftrag der Mutter dahingeschickt worden.) Der Lehrer saß gerade beim Tee und forderte ihn mit zu einer Tasse auf. Seine Höflichkeit kam sehr ins Wanken, als der Lehrer plötzlich auf die Dinge zu sprechen kam, die er durch die Mutter erfahren hatte. Es wurde auch hier nicht von Schuld und Moral gesprochen, sondern nur von den ganz falschen Voraussetzungen, auf denen Konrad sein Leben aufbauen wolle usw. Man sähe, er fühle sich durch den Bruder verdrängt und habe das Zuhause — wie er meine — verloren. Wie man sich seinen Platz zu Hause wiedererringen könne? Wie man die Achtung der Eltern gewinnen könne? Was man für Aufgaben gegenüber dem kleinen Bruder hätte? Und vor allem: Freundschaft kann man nicht erkaufen — Freundschaft kann man sich nur verdienen. Nach dem ersten Entsetzen wurde er ruhiger und hörte mit immer mehr Hingabe und Beteiligung zu. Wir gaben ihm eine Chance, sich nochmal zu ändern. Er versprach es und ging mit neuem Mut nach Hause.

In der Schule sprachen wir nur von Konrads Verhältnis zu seinen Kameraden. Er habe keinen Freund und brauche einen, weil er zuviel freie Zeit habe. Ein netter Bursch wurde neben ihn gesetzt. Ehrenämter wurden nun dem neuen Freundespaar gemeinsam übertragen und es ging immer besser. Konrad war schon teilweise geändert, als er (von den Eltern aus) in einem Schülerheim untergebracht wurde, weil sich die Eltern nun doch scheiden lassen wollten.

Unser Schulgarten

Von GUSTAV NUESCH, Lehrer, St. Gallen

Ein tauiger Frühlingsmorgen liegt in meinem Garten. Drüben über dem Freudenberg steht das Frührot. Die Vögel jubilierten dem erwachenden Tag entgegen. Eifrig, als wollte er die ganze Welt übertönen, schlägt ein Buchfink oben im Geäste meines Birnbaumes. Mit seinem frohen Geschmetter ruft er in mir Erinnerungen wach, die weit zurückgehen in meine früheste Jugendzeit. Ich sehe mich wieder

an die Hand meines Vaters gegeben. Während der ganzen Woche hat er drauflos gewerkt am Amboß, in Haus, Hof und Stall. Aber heute ist's Sonntag. Da zieht es ihn hinaus zu Acker, Wiese und Weinberg. Unter dem Apfelbaum, der die weitausladenden Aeste über den Weg streckt, stehen wir still. Droben, zwischen die junggrünen Blätter untergetaucht, singt ein Buchfink. Mein Vater neigt sich zu mir nieder